

Backen Sie selber Brot ?

Wie wäre es mit einem Kümmelroggenbrot?

Versuchen Sie es! Hier die Zutaten:

1250 g Roggenmehl Typ 997
1 Esslöffel Kümmel
½ bis ¾ l kochendes Wasser
1 Tütchen Trockenhefe
200 g Sauerteig auf Vorrat
2 gestrichene Esslöffel Salz

Noch was zum Bestreichen:

⅛ l Wasser
2 gestrichene Teelöffel Speisestärke

Frisch ans Werk der Zubereitung:

Den Kümmel zum gesiebten Mehl in der Schüssel mischen. Das kochende Wasser begeben und beim Abkühlen ab und zu umrühren bis das Mehl lauwarm und klumpig ist.

Die Hefe mit dem Sauerteig und dem Salz verrühren und in das Mehl einarbeiten. Den festen, klebrigen Teig in eine ausgemehlte Schüssel geben. Über Nacht an einem nicht zu warmen Ort stehen lassen. Bis zu 20 Minuten den Teig gut durchkneten bis er sich von der Schüssel und den Händen löst. Den Teig zu einer Kugel formen und in der Schüssel, abgedeckt mit einem Tuch, eine Stunde an einem warmen Ort etwa 1 Stunde gehen lassen. Den Teig ein letztes Mal gut durchkneten und in einem eingemehlten Tuch ½ Stunde ruhen lassen. Den zu einem runden, hohen Laib geformten Teig auf Backpapier setzen und mit einer Gabel Löcher in die Oberfläche stoßen, damit die Oberfläche nicht reißt. Nun in einen auf 250 Grad vorgeheizten Backofen in die Mitte einschieben und eine Tasse Wasser auf das Backblech geben, nun die Türe rasch schließen. Nach 5 Minuten den Dampf entweichen lassen und eine Tasse kochendes Wasser auf den Herdboden stellen, die Türe schließen. Die Temperatur auf 200 Grad zurücknehmen und 1 Stunde backen lassen.

Soll das Brot glänzen, so kocht man ⅛ l Wasser auf, löst die Speisestärke darin auf und bestreicht das Brot. Dies kann na-

türlich auch entfallen, ebenso wie der Kümmel, wenn er nicht gewünscht wird. Sie haben ein sehr festes Brot erhalten gegenüber dem handelsüblichen, dafür schmeckt es sehr gut und ist ohne jegliche Chemiezugaben und Konservierungsstoffe.

Nun haben Sie Ihr Schwarzwälder Vesper verdient: Nehmen Sie einen gut geräucherten harten Schinkenspeck, ein oder zwei leicht säuerliche Äpfel, eine kleine Zwiebeln, schneiden Sie alles in dünne Streifen, wirklich dünne Streifen und legen sie es auf die Roggenbrotscheibe.

„Hhmmmm, das schmeckt“.

„En gude Abbedid“!!!!.

Quellen und Literatur:

1) Bundesanstalt für Getreideforschung, Detmold; 2) Konsum und Natur, Schweiz; 3) Bundesministerium für Bildung und Forschung, (Informationsdienst Wissenschaft); 4) Statistisches Landesamt BW; 5) Roggen, Th. Miedaner; 6) Biologische Bundesanstalt für Land- und Forstwirtschaft, Braunschweig; 7) ARD – Buffet SWF – 2003/01/27; 8) Informationen von Siegfried Jäckle; 9) Net – Lexikon; 10) CMA; 11) Bioland – Öffentlichkeitsarbeit; 12) ÖKU TEST

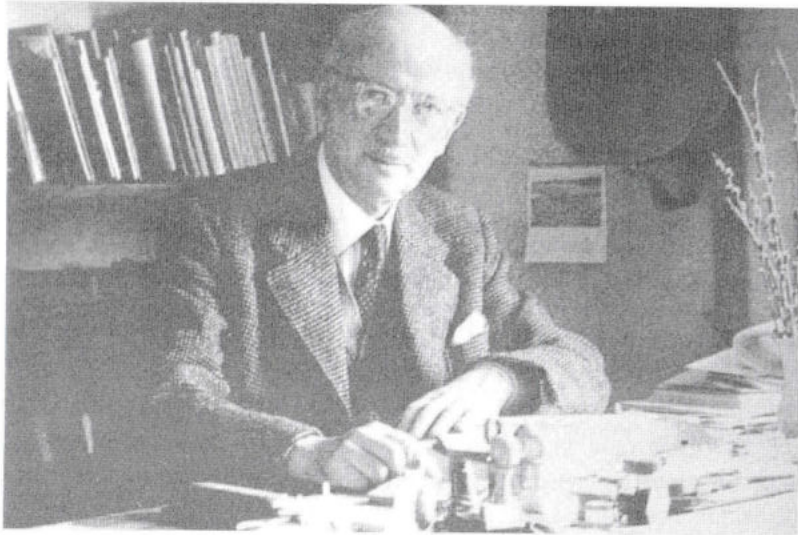
Wolfgang A. Winkler

In einer losen Reihe wollen wir Persönlichkeiten aus der neueren Geschichte St. Georgens im Heimatboten darstellen. Wir beginnen mit dem Leben von Dr. Ludwig Marx, dem ehemaligen Vorsitzenden der Bürgerschule (später Progymnasium) von 1920 bis 1927 in St. Georgen.

Dr. Ludwig Marx, ein Förderer der Kultur in St. Georgen

Ludwig Marx wurde als Sohn des Zigarrenfabrikanten Lehmann Marx am 2.8.1891 in Sandhausen bei Heidelberg geboren. Ein Jahr später verstarb sein Vater an einer Blutvergiftung. Seine

Mutter Mina Marx, geb. Oppenheimer zog mit Ludwig und seinen beiden Schwestern nach Heidelberg. Nach dem Besuch der Volksschule, setzte er seine schulische Laufbahn am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium (humanistisches Gymnasium) in Heidelberg fort, die er als Primus absolvierte.



Dr. Ludwig Marx

In dieser Zeit entwickelte Ludwig Marx schon das pädagogische Gefühl. Als Tertianer erteilte er den Sextanern Nachhilfeunterricht in Latein. Diesen Nachhilfeunterricht gab er durch die ganze Gymnasialzeit schiffbrüchigen Schülern. So lag es nahe seiner Neigung nachzugehen und den Beruf des Lehrers zu wählen. Im Jahre 1910 begann er sein Studium der Neuphilologie an der Universität Heidelberg. Dort hatte er so bedeutende Lehrer wie Friedrich Panzer, Johannes Hoops und Fritz Neumann, bei dem er auch später promovierte.

Der Wunsch seiner Lehrer war, aus ihm einen Altphilologen zu machen. Er entschied sich jedoch für die neuen Sprachen Französisch und Englisch. Er ahnte damals noch nicht, dass diese Ausbildung in seinem späteren Leben ihm noch wertvolle Dienste leisten würde.

Nach einem kurzen Studium an der Sorbonne (Paris) promovierte er zu dem Thema: „Claude Tillier als Romanschriftsteller“ und legte 1915 sein philologisches Staatsexamen ab.

Den ersten Weltkrieg erlebte er als Soldat im kaiserlichen Heer. Seine erste Stelle erhielt er am Realgymnasium in Mannheim. Hier konnte er seine ersten Erfahrungen mit Tertianern, die bekanntlich in den Flegeljahren sind, sammeln. Keine leichte Aufgabe für einen jungen, unerfahrenen Lehrer, die ihn auch schon mal an seinem Beruf zweifeln ließ.

Nach relativ kurzer Zeit erlöste ihn das Ministerium. Er wurde an die Realschule nach Tauberbischofsheim, eine ländlich stille Stadt gegenüber Mannheim, versetzt. In seiner Schrift „Aus der Erinnerung eines Pädagogen“ schreibt er hierzu:

„Ich muss meinem Schicksal dankbar sein, dass es mich für einige Jahre in die herrliche Einsamkeit des Taubertales verschlagen hat. Ich fand dort drei Dinge, die entscheidend waren für mein Leben:

**Meine Liebe zu meinem Beruf,
meine Liebe zu Goethe,
und erneut meine Liebe zur Natur.**

Die Schulstube verlor ihr „Mannheimer“ Grauen, ich wurde wieder ein froher Mensch, und diese Freude teilte sich auch den Kindern mit. Der Lehrer wirkt ja noch viel mehr mit dem Unwägbareren seiner Persönlichkeit als mit all seinem Wissen. Die Wellen, die von Seele zu Seele schwingen, werden von den feinen Antennen der Kinderseele aufgenommen und wirken dort befruchtend, bildend, formend fürs Leben. Das Goethewort „Man lernt nur von dem, den man liebt“, gilt erst recht von dem Verhältnis Kinder – Lehrer. Das Kind lernt n u r für den Lehrer und v o n dem Lehrer, den es liebt. Für die andern macht es „Aufgaben“, die es leicht wieder vergisst.“

Zwei Jahre blieb er an dieser Schule dann kam er an das humanistische Gymnasium in Tauberbischofsheim. Dieses war für ihn eine erfreuliche Erweiterung seiner pädagogischen Welt. Eine wertvolle Begegnung war die mit dem damaligen Direktor Karle, ein musischer Mensch, ein Musiker, ein glän-

zender Pianist. In seiner Erinnerung eines Pädagogen schreibt er:

„Diese Welt der Musik, wie sie mir der begnadete Mensch und Künstler Karle eröffnete, war eine würdige Ergänzung zu jener andern Welt, die sich mir gerade in jenen Jahren erschließen sollte: Goethe.“

Zunächst war das nicht der starre Schulgoethe, der gerade gut genug für Aufsätze war. Ich denke noch mit Unbehagen an unseren Abiturientenaufsatz: „Wie macht Goethe in „Götz“ und „Egmont“ allgemeine Zustände individuell anschaulich?“ – nein, das war der Mann des Lebens, der etwas wusste von der lebendigen Menschenseele und von ihrem Glück und Leid in seinen Briefen berichtete. Jetzt erst begriff ich vom Leben, von der Wahrheit her, was Goethe in der Dichtung wollte. Und ich begann diese Dichtung von neuem zu lesen, vom Götz bis zum Faust, Werther bis zum Wilhelm Meister und den „Wahlverwandtschaften“.

Schließlich wurde Ludwig Marx 1920 nach St. Georgen an die Bürgerschule versetzt, der er als Vorsitzender vorstand. In seinen Erinnerungen schreibt er:

„Die Schule gehörte damals noch nicht zum Villingen Gymnasium, sondern unterstand dem Kreisschulamt. Aber unsere Beziehungen zu der Villingen Schule waren die besten, und unsere Schüler, die dorthin ab U III gehen mussten hatten gute Erfolge. Mich selbst verband mit dem damaligen Direktor Metzger ein Freundschaft, die noch heute besteht.

Aber fast noch wichtiger als meine Arbeit in der Schule war meine Tätigkeit in der Erwachsenenbildung. Ich darf sagen, diese Erwachsenenbildung fand schon damals in St. Georgen einen fruchtbaren Boden. Was lag näher, als meine Tauberbischofsheimer Goethe-Studien zu Vorträgen zu erweitern und sie hier vor einem aufgeschlossenen Publikum zu halten? Damit war aber meine öffentliche Tätigkeit noch nicht erschöpft. Es war eine freundliche Fügung des Schicksals, dass sich damals in St.

Georgen eine Reihe kunstbegeisterter Köpfe zusammenfanden, die es sich zum Ziel gesetzt hatten, aus eigener Kraft wertvolle Theaterstücke aufzuführen. Ich brauche nur den Namen Rudolf Blessing zu erwähnen, und Sie wissen, was ich meine. Was damals in der „Lesegesellschaft“ und in der „Schauburg“ vor sich ging, war ein reiches kulturelles Leben, das einer Stadt wie St. Georgen alle Ehre machte. Ich nahm insofern daran teil, als ich all diese Veranstaltungen kritisch begleitete, d. h. mir fiel die Rolle des Berichterstatters zu, der in der damaligen St. Georgener Zeitung, dem „Brigach-Boten“, alle Aufführungen unter die richtende Lupe nahm. Ich muss hier pietätvoll des verstorbenen Herrn Huss gedenken, des Besitzers des „Brigach-Boten“, der ein sehr wohlwollender Förderer aller kulturellen Dinge war. Es machte mir Freude, ein ehrliches künstlerisches Streben mit einer positiven Kritik zu unterstützen, was mir umso leichter fiel, als es ein hohes Niveau aufwies: Da gab es Aufführungen von Kleists „Zerbrochenen Krug“, Goethes „Lau- ne des Verliebten“, Emil Göttts „Schwarzkünstler“, und sogar an ein Mozartsches Singspiel, den „Schauspieldirektor“ wagte man sich. Es waren für Laien großartige Leistungen, von Dilettanten gespielt, aber in ihren Grenzen vollendet. Es war eine geistige Blütezeit für St. Georgen.

In St. Georgen verheiratete er sich im September 1923 mit Regina Müller, Arien- und Opernsängerin aus einer gläubigen Levitenfamilie aus Wertheim. Hier wurde auch sein Sohn Robert geboren. In St. Georgen gründete er das Volksbildungswerk, einem Vorläufer der Volkshochschule, als eines der ersten in Baden.

Wieder stand eine Versetzung an, in seinen Erinnerungen schreibt er:

Meine Tätigkeit in St. Georgen fand 1927 ein Ende, als ich zum Gymnasialprofessor (nach heutigem Stand Studienrat bzw. Oberstudienrat) am Gymnasium in Bruchsal ernannt wurde. So glücklich ich auch in St. Georgen war, so froh war ich damals wieder an eine Vollenstalt zu

kommen. Die Schule stand unter Leitung von Direktor Kreuzer, der sich als mein erster Lateinlehrer in der Sexta des Heidelberger Gymnasiums herausstellte. Bruchsal war das Städtchen des Barock. Es hatte ein herrliches Schloss, dessen Kostbarkeit immer wieder Besucher anlockte. Das Gymnasium war ein weniger herrlicher zwei-stöckiger Flügel davon. Aber in seinen kühlen Gewölben wurde tüchtig Latein und Griechisch gelernt. Bruchsal bedeutete für mich, pädagogisch gesehen, Anwendung meiner Goestudien auf den Unterricht. Ich bekam den Deutschunterricht auf der Oberprima und hatte bald Kontakt mit den Schülern. Ich habe auf der Oberstufe immer das persönliche Verhältnis zu den jungen Menschen über das unterrichtliche gestellt. Da fand ich bald, dass die Schulstube für das, was ich anstrebte, nicht ausreichte. So ließ ich meine Primaner alle 14 Tage zu einem literarischen Abend in meine Wohnung kommen. Wir lasen in Ergänzung zur Schullektüre vor allem Werke der modernen Literatur, dabei wurde eifrig musiziert, was im Klassenzimmer unmöglich gewesen wäre. Man kann den pädagogischen Wert der Musik nicht hoch genug einschätzen, sie verleiht dem gesprochenen Wort erst plastische Weite und Tiefe, so dass ein Gedicht etwa in der Vertonung eines Schubert, Brahms, Hugo Wolf kaum einer Interpretation durch den Lehrer mehr bedarf. Dazu verbindet sie Lehrer und Schüler in einer gemeinsamen zeitlosen Welt der Schönheit. So bildeten wir bald eine Gemeinschaft, die alles, was „Schule“ hieß weit hinter sich ließ.

Bei einem Preisausschreiben über Programmgestaltung des damaligen Stuttgarter Radios wurde sein Beitrag preisgekrönt. Er wurde aufgefordert einen Vortrag im „Südfunk“ zu halten, dem bald weitere folgten. Damit begann eine neue Reihe von Rundfunkveröffentlichungen über deutsche Klassiker. Heine, Goethe, Schiller, usw. wurden einer größeren Welt erschlossen. Zudem sollte er dieser Vortragsarbeit eine der schönsten Freundschaften seines Lebens verdanken. Nach jedem Vortrag bekam er Briefe von den Zuhörern. Selbst aus dem Ausland meldeten sich Stimmen.

Hierzu aus seinen Erinnerungen eines Pädagogen:

Unter diesen Briefen war eines Tages einer, der mir durch die Eigenart einer seltenen Schrift auffiel. Er kam von einer Dame aus Cannstatt, die nur einen Teil meines Vortrages gehört hatte und mich um das Manuskript bat. Ich schickte es ihr, sie dankte mir sehr freundlich, und es entwickelte sich ein Briefwechsel, der bald vom rein literarischen auf das menschliche übergriff. Sie war Kunstgewerblerin mit vielen geistigen Interessen. Dieser Briefwechsel hatte vor 1933 begonnen. Nun wissen Sie dass im 3. Reich die Beziehungen der Menschen nach rassistischen Gesichtspunkten geregelt waren. Ein rein menschlicher Verkehr von „Arier“ und „Nicht-Arier“ war untersagt. Ich machte meine arische Briefpartnerin, die ich bis dahin niemals gesehen hatte, auf die Gefährlichkeit der Korrespondenz aufmerksam. Sie antwortete: „Jetzt b e g i n n t unsere Freundschaft erst“. Und sie hat Wort gehalten. Ihre Briefe waren die lebendige tröstliche Ergänzung zu dem, was ich in Jean Paul gefunden hatte. Und eines Tages - es war im Sommer 1934 - erhielt ich von ihr einen Brief mit Prospekten von Reisen in die Schweiz und nach Italien mit einem Begleitschreiben, das so begann: „regnets noch immer? Wie? Wenn ich Ihnen ein klein bisschen Sonne auf den Weg schicken könnte?“ Und nun bat sie mich in diesem Brief, eine Reise in ihre geliebten Schweizer Berge zu machen, nach Wengen oder Mürren oder nach Italien, sie sei dazu in diesem Jahr nicht in der Lage, den Betrag für die Reise würde sie mir überweisen. „Geht's dann nachher auch wieder herb“, so hieß es in dem Brief weiter, „wenn man nur einmal das Leid von oben herab gesehen hat, dann packt man es wieder mutiger an“. Wachte ich oder träumte ich? Da schenkte mir jemand, den ich bis dahin noch nie gesehen hatte, eine Reise! Um mir zu helfen, um mich aufzurichten! Gab es doch das noch in dieser Welt des Hasses? Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass ich in die mir dargebotene Hand einschlug und eine Reise nach Venedig machte, die durch das Außerordentli-

che ihres Zustandekommens mit zu den tiefsten Erlebnissen meines Lebens gehört.

Die Bruchsaler Jahre gehörten mit zu den arbeitsreichsten seines Lebens, und wenn Arbeit Glück bedeutet, zu den glücklichsten. Aber dann zog sich ein Gewitter zusammen, das dieses Glück grausam zerstören sollte.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 wurde er als „Nicht-Arier“ sofort durch das „Gesetz der Wiederherstellung des Berufsbeamtentum“ von heute auf morgen aus dem Schuldienst gejagt. Es folgte der Umzug nach Karlsruhe. Dort fand er eine Anstellung als Lehrer an der neu gegründeten jüdischen Schule. Daneben gab er Goethe-Vorlesungen und Sprachkurse am jüdischen Lehrhaus. Aus dieser Zeit stammt sein Gedicht:

Frühling 1933

***Das es noch Dinge der Schönheit gibt,
Bücher und Blumen, Musik, die man liebt,
dass die Sonne noch leuchtet und
Wolken noch ziehen,
das Amseln noch schlagen und
Bäume noch blühen,
das über dem Ganzen ein göttlicher Geist
unwandelbar ewige Güte verheißt-
inmitten von Menschen, die blindwütend hassen
zermarterte Seele, wie kannst du es fassen?***

Wegen der sich ausweitenden antisemitischen Übergriffe beschlossen Ludwig und Regina Marx ihren einzigen Sohn Robert, mit 12 Jahren, 1937 in eine Internatsschule nach England zu schicken. Dort nahm Robert den Namen seiner Mutter an, (Robert Miller) um sich vor Anfeindungen zu schützen. In einem kleinen Ort an der Südküste später an der Westküste, in der Nähe von Bristol nahm ihn eine Internatsschule kostenlos auf.

1938 in Deutschland

„Die Synagoge brennt“, rief unsere Putzfrau, als ich in die Küche kam, „und die jüdischen Geschäfte haben sie

ausgeplündert, die Fenster zerbrochen und die Leute festgenommen und verprügelt - ach es ist wirklich schrecklich!“

Es war der 10. November 1938. Ich machte mich sobald als möglich fertig, um zur Schule zu radeln, und verließ um etwa halbneun unser Haus, das sich in einem ruhigen Teil der Stadt befand.

In der Hauptstraße war schon etwas los. Ein Haufen junger Kerle in Reitstiefeln, aber ohne Uniform, marschierte durch die Straßen, und wo sie auch ein jüdisches Geschäft erblickten, warfen sie große Steine durch die Fenster und drangen ein mit Wutgeschrei. Manche Leute, die es mit ansahen, schienen sich daran zu ergötzen. Aus den zertrümmerten Fenstern der Synagoge quoll Rauch, als ich ankam – Nazis hatten sie angezündet. Die Feuerwehr war wohl da, kümmerte sich aber nicht sehr ums Löschen. Stattdessen schienen sie es eher amüsant zu finden, genau wie die große, lachende und schreiende Menge.

Schon wieder ein Sieg! Die Nazis leben von Siegen, und Sieg über die Juden Deutschlands war ihr erster großer Triumph. Nachdem ein polnischer Jude ein Mitglied der Deutschen Gesandtschaft in Paris erschossen hatte, bot sich ihnen die willkommene Gelegenheit, ein Pogrom zu veranstalten. Da sich unsere jüdische Schule nicht weit entfernt von der Synagoge befand, eilte ich dorthin und fand nur wenige unserer Schüler, einen Lehrer und zwei Lehrerinnen vor. Die Augen der Kinder waren rot vom Weinen, und ich erfuhr bald, wie man ihre Väter, Brüder, Onkel festgenommen hatte. Wir versuchten, so gut wie möglich unter diesen Umständen, sie zu beruhigen, aber in kurzer Zeit gab es Unruhe auf der Treppe, und vier junge Gestapo-Männer donnerten die Treppe herauf und schrieten jeden von uns an „Sind sie Jude?“. Auf die bejahende Antwort wurden der junge Lehrer und ich sofort verhaftet.

Wir hörten wie die Kinder weinten, als man uns hinunter führte. Wir mussten durch die Straßen laufen, in denen

sich ein Haufen Pöbel angesammelt hatte, sie schriegen uns an und warfen mit Steinen nach uns. Auf der Polizei trafen wir andere Leidensgenossen, arme wehrlose Juden, jung und alt, die man so getreten und geschlagen hatte, dass ihre Gesichter blutüberströmt waren. Man nahm uns Taschenmesser, Scheren, usw. ab, die Gestapo hatte sogar Angst vor diesen „Waffen“.

Dann fuhren einige Gefängniswagen vor, in die wir einsteigen mussten unter Zurufen wie „Jetzt könnt ihr Schweine euch eure eigenen Gräber graben. Jetzt sollt ihr wissen, warum ihr unseren Mann in Paris ermordet habt“. Man fuhr uns im Wagen zum Hauptgefängnis der Stadt, aber an den Toren verweigerte man uns die Einfahrt, alles war schon voll, daher brachte man uns nach Durlach, das ich gut kannte, da wir ungefähr drei Jahre dort gewohnt hatten.

Man hatte ungefähr zwanzig von uns in eine Zelle gepfercht, in die das düstere Novembertageslicht durch ein kleines Fenster hoch oben in der Wand eindrang. Wir versuchten einander aufzumuntern, obgleich es uns übel zumute war. Gegen Abend wurde unsere Zelle ein Schlafquartier mit drei Holzpritschen. Ich zog es vor, mich lieber aus Vorsicht nicht auszuziehen, aus Angst vor Flöhen und Läusen, zudem warnte mich ein ungewisses Gefühl, meine Kleider lieber anzubehalten. Ich hatte mich nicht getäuscht! Kaum war es dunkel, hörten wir schrecklichen Lärm in den Gängen. „Raus“, schriegen sie, indem sie an die Türen stießen. Als wir uns schnell in Reih und Glied aufstellten, sahen wir SA-Leute vor uns stehen mit geladenen Revolvern. Sie lachten uns höhnisch an und musterten ihre Opfer.

Diejenigen von uns, die über sechzig Jahre alt waren, kamen in eine besondere Zelle, während wir, die Mehrzahl, die unter sechzig waren, uns in einer dunklen Zelle auf schlimmeres gefasst machen mussten.

Eine Stunde später mussten wir uns zum Abmarsch fertig machen, jeder von uns bekam von den Wärtern einen halben Laib Brot, sollte das auf eine längere Fahrt hin-

deuten? Gegen elf Uhr kamen große Omnibusse, um uns zum Bahnhof zu bringen. Jetzt war es entschieden, ein Bahnreise stand uns bevor, und am Bahnhof erfuhren wir unser Ziel – Dachau! Das gefürchtete Wort „Dachau“ bezeichnet einen der schlimmsten Orte Nazi-Deutschlands, und dieses Konzentrationslager war das Berüchtigtste. Wer einmal darin war, kam selten lebendig heraus. Gewöhnlich wurde der Familie bloß mitgeteilt, er sei „auf der Flucht erschossen worden“, in Wahrheit nichts anderes als Mord.

Unsere Gedanken weilten bei unseren Lieben, beim Abschied von ihnen, von unserer Arbeit, vielleicht sogar vom Leben. Es war eine lange Nacht, die nie zu enden schien. Aber man hat es nicht eilig zum Tod, oder gar noch schlimmer, zu einem deutschen Konzentrationslager, denn das ist ein Einrichtung, um die Menschen aufs Schlimmste zu quälen, ohne sie durch den Tod zu erlösen.

Mittlerweile war der Zug angekommen, der uns ins Lager bringen sollte, er bestand aus einer kleinen Lokomotive und einem Viehwagen, zu dem wir hinaufklettern mussten, „unterstützt“ von den Gewehrkolben unserer Wachen. Drinnen war es völlig dunkel, und wir waren wie Vieh zusammengezwängt. Da standen wir zusammen mit Tausenden von anderen Neuankömmlingen (alle Opfer des Pogroms in Süddeutschland waren nach Dachau geschafft worden) eine unendliche, düstere Reihe armer Menschen, deren einziges Verbrechen darin lag, dass sie Juden waren. Den ganzen Tag lang mussten wir nun auf dem selben Fleck stehen bleiben, ohne Essen oder Trinken. In meiner Tasche hatte ich noch das Brot, das man uns am Tage zuvor gegeben hatte. Ohne dass ich Hunger hatte, alle körperlichen Funktionen schienen unter diesen schrecklichen Umständen aufzuhören, kaute ich ab und zu einige Brosamen und gab das übrige meinen Nachbarn, von denen die meisten überhaupt nichts hatten. Es folgten Schikanen unmenschlichster Art, Tritte, Hiebe und Sonderbehandlungen, nur um dem Sadis-

mus der Wächter zu genügen. Wer sich dem nicht fügte wurde erschossen.

Vierzehn Tage waren vorbei, ohne dass wir irgendwelche Nachrichten von unseren Familien hatten, wo sie waren und wie es ihnen ging. Am 15. November 1938 durften wir zum ersten Male nach Hause schreiben. In Gruppen von ungefähr zwanzig mussten wir an einen Tisch sitzen, und man diktierte uns, was wir zu schreiben hatten. Der Text lautete: „Liebe ... Ich bin gut angekommen (!) Ich bitte Dich dringendst, die Lagerordnung zu befolgen, die auf der Postkarte steht. 2 Briefe oder 2 Postkarten dürfen monatlich empfangen werden mit max. 15 Zeilen usw. Gesuche zur Entlassung an den Lagerkommandanten sind zwecklos“.

Zwischenzeitlich schrieb Frau Marx an einen entfernt verwandten Vetter in Amerika, dieser besorgte ihnen ein Einreisevisum. In dieser Zeit konnte sein Sohn in England ebenfalls, mit Hilfe von Bekannten und den Behörden, die er auf das Schicksal seines Vaters aufmerksam machte, ein Einreisevisum erwirken.

In Dachau

Jeden Morgen beim Appell wurden Namen ausgerufen. Glückliche Menschen! Denn das Ausrufen bedeutete sofortige Entlassung. Wie oft wurde mein Name ausgerufen, ohne dass ich gemeint war! Es gab etwa 40 mit dem selben Namen Marx im Lager. Endlich, eines Freitagmorgens standen wir auf dem Platz wie gewöhnlich. Fröstelnd, zitternd stand ich dort und betete, dieser Morgen möge mein letzter im Lager sein, als mein Name ausgerufen wurde! Ich musste mein Geburtsdatum angeben und, dieses mal war tatsächlich ich gemeint. Vor Freude weinend rannte ich nach vorne, wo andere schon warteten. Das Entlassungsverfahren nahm fast den ganzen Tag in Anspruch.

Der Schnellzug verließ München gegen neun Uhr abends. Es war eine der schönsten Fahrten meines Lebens, das Entrinnen aus der Hölle. Um ein Uhr morgens

kamen wir in Karlsruhe an. Die Stadt war still, ich teilte eine Taxe mit einigen Kameraden, die in demselben Stadtteil wohnten, und wir fuhren durch die schlafenden Straßen. Mein Herz klopfte, als ich unseren Hof betrat. Es brannte noch Licht im Schlafzimmer, meine Frau die gerade in der Bibel las, war noch wach. Ich rief leise ihren Namen und einen Augenblick später lagen wir uns in den Armen und weinten.

Im März 1939 verließen sie Deutschland. Als sie die weißen Kreidefelsen von England erblickten war ihnen bewusst, dass dieses Land der Freiheit sie vor dem Sturm der über Europa kam beschützen würde.

Zunächst wurden sie als „Feindliche Ausländer eingestuft“ und in ein Internierungslager eingewiesen. Nach einem halben Jahr wurden sie rehabilitiert und entlassen. Ludwig Marx bekam eine Stelle als Lehrer in dem Internat in dem sein Sohn lebte. Nach dem Kriegsende unterrichtete er an der Westminster-Public-School ein Jahr lang. Die Westminster School, ein Privatschule, gehört zur Westminster Abbey und liegt unmittelbar neben der Kirche, in Räumen die bis auf die Elisabethanische Zeit zurückgehen. Er konnte die Schüler bis zur Universitätsreife in Französisch und Deutsch unterrichten. An der „Westminster School“ gab es auch die sogenannten „King`s Scholars“, die „Königsschüler“, die ihre Befähigung durch ein recht schwieriges Examen beweisen mussten. Das Arbeiten mit diesen Schülern war für Ludwig Marx eine reine Freude.

Mit der Rückkehr zu normalen Verhältnissen kehrten auch die Lehrer, aus der Vorkriegszeit, allmählich wieder in ihre Schulen zurück. Seine Stelle wurde wieder mit dem früheren Master besetzt. Marx bewarb sich daraufhin um eine ausgeschriebene Stelle als deutscher Lektor an der Universität Cambridge und erhielt sie auch. Diese Arbeitsstelle war nur auf einige Semester begrenzt. Aber er konnte die herrliche Universitätsbibliothek benutzen und viele seiner Studien fortsetzen.

Von Cambridge kehrte er wieder nach London zurück und konnte an einer Grammar School (Realschule) unterrichten. Er fand auch noch die Zeit Abendkurse am Londoner Polytechnikum für Erwachsene in Französisch und Deutsch zu geben.

Dies war für ihn eine erfreuliche Arbeit, kam er doch mit allen Berufskreisen in Kontakt und konnte manch wertvolle Beziehung anknüpfen. Am gleichen Polytechnikum in London hielt er 1949 einen Goethevortrag aus Anlass des 200. Geburtstages von Goethe. Eine Reihe von Emigranten und Goethefreunden, zusammen mit englischen Gelehrten gaben eine Zeitschrift „The Göthe Year“ heraus. Ludwig Marx schrieb viele Beiträge für diese Zeitschrift. Dies war ein würdiger Abschluss seiner Tätigkeiten in England.

Der damalige Bürgermeister Emil Riemensperger bewegte ihn zur Rückkehr nach St. Georgen. 1952 kehrte er nach Deutschland zurück. Es zog ihn nach St. Georgen, wo er ungetrübte Jahre verbracht hatte und von zahlreichen ehemaligen Schülern und Freunden freudig begrüßt wurde. Ludwig Marx arbeitete an dem von ihm erneut gegründeten Volksbildungswerk. Einige Jahre leitete er diese Einrichtung.

Eine Bewerbung am Villingener Gymnasium wurde abgewiesen mit der Bemerkung, Zitat: „Ich kann sie nicht aufnehmen, da wir große Disziplinprobleme befürchten“. Schüler und Lehrer die den propagandistischen Nachwirkungen der Nazizeit *ausgesetzt* waren, hätten keine fruchtbare Lehrtätigkeit zugelassen. Auf eine Anstellungsbewerbung wurde vom Kultusministerium geantwortet, Zitat: „Man kann doch nicht den Sohn eines Kreisleiters von einem Juden unterrichten lassen“.

Fortan widmete er sich dem kulturellen Leben in St. Georgen und vor allem den Rundfunkvorträgen, im damaligen Südwestfunk, unter der Rubrik „Kulturelles Wort“. In diesen Vorträgen wurden die Werke deutscher und englischer Dichter und Schriftsteller von Schiller bis Shakespeare besprochen. Aber auch Beiträge über den Geist der hebräischen Poesie wurden gesendet. Zuschriften der Zuhörer machten ihn dankbar und glücklich.

In seinen Erinnerungen eines Pädagogen befindet sich folgende Begebenheit, die den Bogen über eine schlechte Zeit spannt.

Ein Vorfall zeigte mir, dass meine Vorträge und meine Tätigkeit auch in Arbeiterkreisen ein Echo gefunden hat-

te. Kurz vor meinem Weggang von St. Georgen im Jahre 1927 fand ich eines Morgens auf meinem Tisch in der Schule eine Liebhaber-Ausgabe von Goethes „West-Östlicher Divan“ mit folgender Widmung: „Von einem Arbeiter, der Ihnen viel zu verdanken hat“. Ich habe nicht herausgefunden, wer der freundliche Spender dieser Gabe war.

30 Jahre später, nach meiner Rückkehr nach St. Georgen, musste ich den Winter 1955 einige Tage im Krankenhaus verbringen. Im gleichen Zimmer lag ein älterer Bewohner von St. Georgen. Wir sprachen viel von früheren Zeiten, und ich erwähnte auch die Geschichte vom „West-Östlicher Divan“. Ich konnte ihn nie ausfindig machen, wer der Arbeiter war, sagte ich ihm, worauf er antwortete: „Der Arbeiter war ich“. Ich bin froh, dass ich diesem gütigen Menschen noch die Hand drücken konnte, denn er ist einige Wochen später verstorben.

Das ganze Leben dieses begnadeten Lehrers war erfüllt von den hohen Idealen der Klassik und von der behutsamen Hinführung des Menschen zu einer gelebten Humanitas. Dieses Anliegen stand auch im Mittelpunkt seiner letzten Sendung über den Humanitätsgedanken bei Herder. Trotz seines harten Lebens hatte er sich seine Fröhlichkeit bewahrt. Er war noch voller Pläne, als er am 10. Dezember 1964 im Alter von 73 Jahren verstarb. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem jüdischen Friedhof in Karlsruhe.

Quellen und Literatur:

Ludwig Marx, „Aus den Erinnerungen eines Pädagogen“, Manuskript mschr. o.O., o.J.

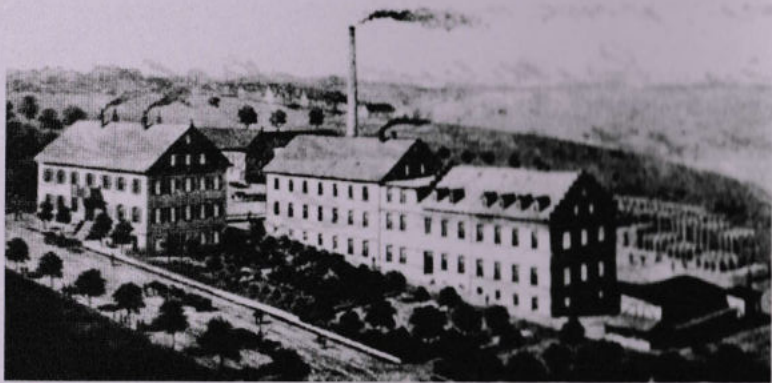
Rudi Dorsch, „In Dachau gibt es keine Kranken“, Manuskript mschr. o.O., o.J.

Jochen Schultheiß, Schwarzwälder Bote, 14.04.1993.

Wolfgang Winkler, Gesprächsmitschnitt mit seinem Sohn Robert Miller

Wolfgang A. Winkler

Der Heimatbote



Jahresheft 15

2004

Der Heimatbote



Jahresheft 15

2004